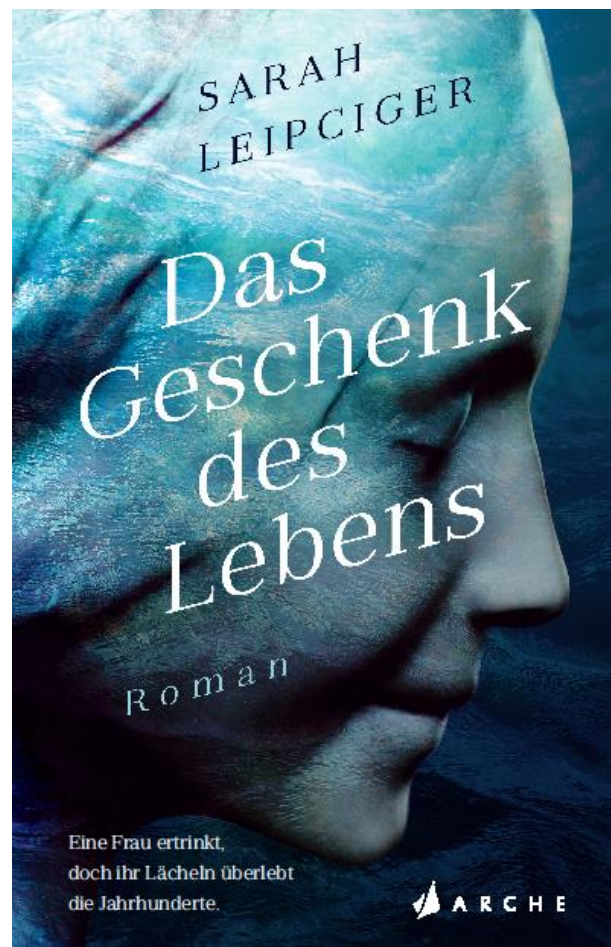


Leseprobe aus:

Sarah Leipziger

Das Geschenk des Lebens

Roman



Das Buch erscheint am 24. April 2020

Weitere Informationen: www. Arche-verlag.de

© Arche Literatur Verlag AG Zürich-Hamburg 2019

Sarah Leipziger

Das Geschenk des Lebens

Roman

Aus dem Englischen von Andrea O'Brien



Für Eve, für Ali und für Kieran

»The thing about women from the river is that our currents are endless«

»So ist das mit uns Frauen vom Fluss, unsere Strömungen
sind endlos«

Terese Marie Mailhot, *Heart Berries*

Prolog

L'Inconnue (Die Unbekannte)

Paris, Frankreich, 1899

So bin ich ertrunken. Ich stand unter dem Gewölbe der Pont Alexandre III, am linken Ufer der glänzend dahinfließenden Seine. Mondsilbern, kalt. Ich zog Mantel und Stiefel aus, faltete den Mantel sorgfältig zusammen und legte ihn über meine Stiefel, die ich zuvor ordentlich nebeneinander hingestellt hatte, mit den Spitzen zum Wasser. Still verharrte ich dort eine Weile, betrachtete die Wasseroberfläche, wo sich kleine weiche Kuppen aufwarfen und zusammenfielen, wieder und immer wieder.

Ich trat näher ans Wasser, wollte in seinen Schlund spähen. Doch in der alles verschlingenden Finsternis blieb es trotz des Mondlichts undurchdringlich, bodenlos. Nicht zum ersten Mal stieg ich vom Bauch der Brücke aus hinauf und tastete mich Schritt für Schritt vor, immer den Bogen entlang, die Pfeiler umschlungen, bis zur Mitte, wo der Fluss tiefer war. Da war der Geruch von Rost und kaltem Stahl, da war der Geruch des Flusses, und da, in diesem Moment, war die Möglichkeit, dass die Dinge anders verlaufen könnten. Ein kleines Zeichen, von der Welt geschickt, mir zu zeigen, dass sie es besser fände, wenn ich bliebe, sie nicht verließ. Das heisere Krächzen einer Krähe. Eine Sternschnuppe, ein pfeifender Bootsmann, ein plötzlicher Windhauch. Nichts geschah. Sodann. Ich beugte mich vor, holte ein letztes Mal Luft und ließ mich fallen. Wie ein zahnloses Maul schloss sich das schwarze Wasser über mir.

Die Kälte erschreckte mich, wie auch das Gewicht meiner Kleider. Ich blickte ins Vergessen. Was ich für meinen letzten Atemzug gehalten hatte, war gar nicht der letzte Atemzug. Sekundenlang glitt ich sanft wie Musik dahin, aber dann strampelten meine Beine auf einmal wild umher, mein Körper wollte nicht ertrinken. Doch ging es hier nicht um eine neuentdeckte Leidenschaft für das Leben. Es ging um Atemluft. Sauerstoff. Und meinen Mangel daran. Meine Lunge und jeder einzelne Muskel, freischwebend, krampften sich vor Schmerz zusammen. Ich strampelte, bis mein Kopf die Oberfläche durchbrach, und in diesem Moment sah ich die Brücke an mir vorbeigleiten. Ich schöpfte süße Luft, tauchte wieder ab und ließ die Arme kreisen, suchte Halt, während ich weiter den Fluss hinabtrieb. Meine

erstickenden Glieder wurden zu Felsbrocken.

Schließlich gab mein Körper den Kampf auf, ich sank und meine Kehle füllte sich ohne mein Zutun mit Wasser. Wasser und Flussschlamm strömten in die Luftröhre, traten in die Lunge. Etwas platzte in meinem Ohr. Ich erbrach mich, in einem heftigen Strahl, mehr Wasser, Schlamm und Laub füllten den freien Platz in meinem Inneren. Schließlich kribbelte es in meinen Fingerspitzen. Weit weg, angenehm. Ich schlug die Augen auf (möglicherweise waren sie schon die ganze Zeit geöffnet), und da schwebte etwas Blasses, Totes vor meinem Gesicht. Meine Hand. Dann umschloss mich die Finsternis, wie Dampf aus einem heißen Bad, der den Spiegel vernebelt, und in mir erwuchs ein Gefühl, es war, als hätte man mich in einem gläsernen Gefäß dem Universum übergeben. Ich musste es nur öffnen. Als mein Herz die letzten Schläge tat, erwischte mich ein Haken am Gürtel und katapultierte mich auf das harte Deck eines Getreidekahns. Dort starb ich.

Kapitel 1

L'Inconnue

Vor Paris

Vor meinem Tod lebte ich anderthalb Jahre in Paris, wo ich eine Anstellung als Gesellschafterin bei Madame Conélie Debord gefunden hatte, einer alten Freundin meiner Großmutter. Vor dem Brief, in dem mich Madame Debord aufforderte, bei ihr in Paris zu leben, war das Leben in meiner Heimat Clermont-Ferrand zunehmend eiförmig geworden, und nichts hielt mich mehr dort.

Meine Geburt hatte meiner Mutter den Tod gebracht. Damals, um 1880, schockierte so etwas in Clermont-Ferrand niemanden. Entsetzlich war der Tod einer Mutter im Kindsbett allerdings dennoch. Er kam mit Blut, Schweiß und Erschöpfung, und trat entweder während der Wehen ein oder Tage später, infolge unstillbarer Blutungen oder Infektionen. Der Tod meiner Mutter wurde von drei Frauen begleitet: von ihrer älteren Schwester Huguette, der Hebamme und meiner Großmutter väterlicherseits. Tante Huguette machte mich Zeit ihres Lebens für den Tod ihrer kleinen Schwester verantwortlich, doch meine Großmutter hielt dagegen, sodass mit meinem ersten Atemzug ein elfjähriger Konflikt begann, der erst mit dem letzten meiner Großmutter endete.

Schon von klein auf wusste ich Einzelheiten über meine Geburt, die ich wohl besser nicht erfahren hätte. Beispielsweise erzählte mir Tante Huguette, die grünen Augen meiner Mutter seien nach zwei Tagen ergebnisloser Wehen schwarz und stumpf geworden wie die einer Taube. Sie schwitzte und schiss und kotzte und blutete, bis ihr Körper nichts mehr hergab. Am Ende zerrte mich die Hebamme an den Füßen heraus, ich kam also mit dem Hintern zuerst auf die Welt und riss ihr dabei die Blüte bis zum Anus auf.

Tante Huguette sagte, als der Schmerz am größten gewesen sei, habe meine Mutter sie angefleht, uns beide zu töten, sie und mich. Die meiste Zeit meines Lebens glaubte ich ihr.

Mein Vater, ein Bäckergehilfe bei den Compagnons, war bei meiner Geburt auf der Walz, irgendwo in Nantes, und kehrte danach eine Woche lang zurück, um mich zu sehen und um meine Mutter zu trauern. Die Compagnons, eine Zunft von Meistern, eine

Handwerkerinnung – Bäcker, Schuhmacher, Stuckateure und Schlosser – mit geheimen Ritualen und Initiationsriten, hatte strenge Regeln, die es ihm nicht erlaubten, länger zu bleiben. Er hatte seine Walz durch Frankreich angetreten, eine fünfjährige Gesellenzeit, während der er im gesamten Land umherziehen musste, und sah mich erst wieder, als ich schon fast zwei Jahre alt war. Weil er sich keine Amme leisten konnte, gab man mir die ersten Monate Ziegenmilch oder Brei, den ich durch einen mit einem Loch versehenen Korken saugte, und ich wurde von einer liebenden Großmutter und einer missgünstigen Tante großgezogen.

In diesen letzten Sekunden auf dem Lastkahn ließ mein Verstand einzelne Augenblicke aus meinem Leben vor meinem geistigen Auge Revue passieren. Und sie waren verdichtet. Sie widersetzten sich der Zeit.

Da war ich, vier Jahre alt, in einem Bettchen in einer viel zu dunklen Kammer. Schatten in den Winkeln ließen das Zimmer noch kleiner wirken. Ich rief und rief und rief nach Tante Huguette, komm, komm. Der gute Geruch von gekochtem Wild, von Brot.

Da war ich, sechs Jahre alt. Mein Vater, einen ganzen Monat zu Hause. Nur wir beide, gemeinsam bei der Arbeit, wir zauberten in einer Keramikschüssel. Die Waagschalen voller Mehlstaub, geschmeidiges Schaben eines handwarmen Holzlöffels am Schüsselrand, dann das Kneten auf dem mit Öl eingeriebenen Küchentisch. Mein Vater zupfte ein wenig Teig aus der Mischung und zeigte mir, wie man ihn zieht, ohne dass er reißt, mindestens so lang wie mein Unterarm muss er sein, erst dann ist er richtig durchgeknetet. Kurz gehen lassen, sagte er, danach zusammenstoßen, damit das Brot so richtig köstlich schmeckt. Im Zimmer alles weiß, die ganze Welt, weiß wie Mehl.

Da war ich, sieben Jahre alt, mein wirres Haar verhedderte sich in den Zweigen, als ich mir einen Weg durch den Wald hinter unserer Stadt bahnte, den Hügel hinauf zu einer Lichtung mit Blick über die Häuser von Clermont mit der lavaschwarzen Kathedrale in der Mitte, Notre-Dame de l'Assomption, wo ich diese mich einengenden Hügel ein wenig überragte und von einem Ort träumen konnte, an dem die sengenden Blicke meiner Tante mich nicht mehr verbrennen würden. Dort saß ich, mit dem Rücken an den Stamm einer

Linde gelehnt, und pflückte meiner toten Mutter Sträuße aus Myrte und Steinbrech.

Und da war ich, zwölf Jahre alt, im ersten der beiden glücklichen Jahre (den einzigen), die mein Vater bei uns in Clermont-Ferrand verbrachte, bis auch er starb, weniger als drei Jahre nach dem Tod meiner Großmutter. Lungenentzündung. Wasser in der Lunge. Da war ich, wartete darauf, dass er seine Frühschicht in der Backstube beenden würde, ein stickiges Backsteingebäude hinter einem der großen Hotels. Da war ich, sah ihm und seinen beiden Gesellen bei der Arbeit zu, sie trugen Schürzen, die wie lange Röcke aussahen, und ihre Gesichter waren nass von der erbarmungslosen Hitze der drei Backöfen, auf denen sich meterweise Holzscheite stapelten. Die andere Wand war voller Bleche und Kupferpfannen, daneben mit Tüchern bedeckte, geflochtene Körbe, Kasernen für die Heerscharen heißer Baguettes. Gestelle voller Backwerkzeuge, Kupfer- und Stahlsiebe, Löffel, Trichter, Reibeisen und Spachtel. Alle hingen an Nägeln, fein säuberlich aufgereiht. Da war mein Vater, er wendete das Brot im Ofen, mit einem langen Schießer. Und ich. Auf einem umgestülpten Eimer saß ich neben einem Hahn, der aus der Wand ragte und benetzte meinen Finger mit dem Wasser, das aus seinem Mund fiel, tropf, tropf. Einer der anderen Gesellen stieß auf einem Holztisch unter Regalen voller weißer Mehlsäcke einen bereits gegangenen Teigballen zusammen. Sein Rücken und Nacken glänzten, und als er mich über die Schulter hinweg ansah, hielt er meinen Blick, während seine Arme den Teig bearbeiteten. Er zwinkerte mir zu. Sofort verschränkte ich die Arme vor der Brust und blickte zu meinem Vater hinüber, der sich über den Ofen beugte.

Und da war ich, dreizehn Jahre alt, auf einer Bank im Jardin Lecoq mit ihr, von der ich glaubte, dass ich sie für immer lieben würde, Emmanuelle. Ich hatte ihr ein Eclair aus der Backstube versprochen, doch unser Betteln hatte nichts genutzt, mein Vater hatte uns mit leeren Händen weggeschickt und das war mir peinlich. Also sagte ich ihr, sie solle auf der Bank auf mich warten. Da war ich, wie ich einen leeren Marktplatz überquerte, zwischen den ihn säumenden Kastanienbäumen hindurchschlüpfte. Ich schlich mich durch die kleine Gasse hinter der orthodoxen Kirche, und freute mich, als ich gefunden hatte, was ich suchte, die Alte, die kleine viereckige Bergamottestückchen in Papiertüten verkaufte. Jedes Jahr zog sie sich während der kalten Monate in ihren Unterschlupf zurück und ward nicht mehr gesehen,

bis der Duft von Lavendel und Thymian unsere Straßen erfüllte, bis die Hügel sich mit Wildblüten lila, blau und weiß färbten. Und da war sie, auf einem Stuhl neben ihrem kleinen Klappisch voller brauner Tütchen mit Bergamotte-Bonbons. Sie schlief. Es war nicht das erste Mal, dass ich sie bestahl.

Und so saßen wir beieinander, Emmanuelle und ich, naschten die gestohlenen Bonbons, lutschten jedes einzelne zitronige, bernsteinfarbene Quadrat, zerkauen war nicht erlaubt, bis es nur noch ein klebriges Pünktchen auf unserer Zunge war.

Und da war ich, vierzehn Jahre alt, über meinen toten Vater gebeugt, in seinem Bett, das er nicht mehr verlassen hatte. Tante Huguette war da oder vielleicht auch nicht. Sie ging ein und aus, und die meiste Zeit über ignorierten wir einander, ich tat, als würde ich nicht hören, dass sie dem Pfarrer sagte, das Kind – ich – sei eine Last, die sie zu tragen verdammt sei. Es war im Morgengrauen, mitten im Winter, und ich stand zitternd da, in Nachthemd und Schultertuch. Nur ein paar Stunden war er tot, doch schon seit Tagen nicht mehr da gewesen, verloren im Delirium, ertrunken im eigenen Körper, hatte er nach meiner Mutter gerufen.

Nach dem Tod wollten sich seine Augen nicht schließen, deshalb beschwerte ich die Lider mit zwei Münzen. Ich saß an Papas Seite und betrachtete sorgfältig sein Gesicht, jede Pore, jedes Haar, jede Falte wollte ich mir für immer einprägen, denn ich wusste, dass er bald verschwunden wäre, aufgebahrt in einer Gruft, bis der Boden weich genug wäre, um ihn zu begraben, und mein einziges Bild von seinem Gesicht würde nur noch in meiner Erinnerung existieren. Seine Wangen und Augenhöhlen waren eingefallen; ich fragte mich, was sie im Leben so prall gemacht hatte, denn jetzt, nur Stunden nach seinem Tod, fehlte es schon so deutlich. Viele Zähne hatte er bereits verloren. Ich umschloss seine Wangen und hielt sie fest. Ein langgezogenes Jiepen entwich seinem Hinterteil, es klang, als würde etwas in die Tiefe fallen.

Später wusch ich ihn, seinen ganzen Körper, außer den Stellen, die er stets vor mir verborgen hatte, und ich bedeckte ihn mit einem gestärkten weißen Tuch, aber nur bis zu den Schultern. An seinen Handknöcheln und den starken Armen, an den Innenseiten seiner Handgelenke glänzten die weißen Narben dutzender Verbrennungen, Zeugnisse seiner Zunft.

Und da war ich, neunzehn Jahre alt. Tante Huguette stand im Salon, Madame Debords Brief in den Händen. Immer aufrecht und adrett, Tante Huguette. Wie aus dem Ei gepellt.

„Sie schreibt, ihr gegenwärtiges Mädchen werde heiraten. Sie braucht so schnell wie möglich ein neues.“ Ihre Augen wanderten über die Zeilen. „Sobald sie deine Zusage erhalten hat, wird sie das Geld für die Bahnreise schicken.“

„Meine Zusage?“

„Die Hinterlassenschaft deines Vaters ist fast aufgebraucht. Das Geld deiner Großmutter ebenfalls. Hier gibt es für dich keine Zukunft.“

„Aber hier ist mein Zuhause!“

„Paris sollte dir gefallen.“ Sie blickte aus dem Fenster.

„Was werden Sie tun, Tante?“

„Wie meinst du das?“

„Wie wollen Sie es schaffen? Ohne mich?“

Da war Tante Huguette, sie reckte das Kinn, kräuselte die Lippen.

„Ich schaffe das schon. Deine Kammer werde ich vermieten, das sollte helfen.“

Und da war ich, in einem Zug, seine riesige, glänzende Wucht und Stahl und Dampf trugen mich fort ins Unbekannte, Unerkennbare. Trugen mich fort zu dir.

Kapitel 3

Pieter

Åkrahamn, Karmøy, Norwegen, 1921

Während der Sommermonate wohnte ich bei meinen Großeltern in Karmøy. Ich war Salz. Ich war See. Diese trägen Tage verbrachte ich am Strand und schwamm in der Nordsee, obwohl sie, wie mein Großvater gesagt hätte, kalt war wie eine Hexentitte. Ich plantschte und strampelte und tauchte hinab bis zum weißen Sand am Meeresgrund, wo die Unterseewelt lag, unbeschrieben, unbegreiflich, im ständigen Wandel.

Jedes Mal, wenn ich schwamm, beim ersten Sprung ins Wasser, umschlang die Kälte mein Herz und drückte mir die Lunge zu, bis ich bölkte wie ein Blasinstrument. Die Temperaturen förderten die Durchblutung und brachten meine Haut zum Kribbeln. Wenn die Sonne schien und es windstill war, lag das Meer da wie Marmor, blau, topasgrau, smaragdgrün, doch bei frischem Wind und rauem Wetter schwoll und flaute und preschte die See, wechselte von stählernem Grau zu erbittertem Grün. An diesen stürmischen Tagen jagte das Meer seine Gischt über die Felsblöcke, die sich wie die Rücken schlafender Elefanten aus dem Wasser wölbten.

Ich konnte unter Wasser über eine Minute die Luft anhalten.

Ich konnte meterweit hinabtauchen, bevor mein Trommelfell zu pulsieren und zu zucken begann.

Nach dem Schwimmen erklomm ich meinen Lieblingsfelsen, heiß und rau wie Tierhaut unter meinen Füßen, und ließ mich in der Sonne trocknen.

Nach dem Schwimmen hatte ich einen Mordshunger. Ich hätte einen Bären verschlingen können.

Mein Großvater war Fischer und normalerweise schon unterwegs, wenn ich morgens erwachte. Er war sehr groß und dünn, hatte dichtes schwarzes borstiges Haar, das ihm vom Kopf spross, als hätte es der salzgeschwängerte Wind so geformt. Oft roch er nach Fischinnereien und erzählte Geschichten von Stürmen und Eis und vom Mond, der wie ein fernes Feuer in der Dunkelheit über dem Meer aufgegangen sei. In seiner Hose trug er ein

scharfes Taschenmesser, mit dem er sich von seinem in einer Blechdose verstauten Riegel Kautabak Stückchen abschnitt. Er hatte mir beigebracht, dass das Meer nie zu kalt war, um darin zu schwimmen.

Meine Großmutter: Sie war so ganz anders. Langes, zotteliges gischtfarbenes Haar, das sie offen in Wellen über Schultern und Rücken fallen ließ. Wenn sie lächelte, wurden ihre Augen zu Halbmonden. Ihre Haut, ein Leben lang dem Nordseewind ausgesetzt, war zerklüftet. Zwei Säuglinge hatte sie bei der Geburt verloren, mein Vater war ihr einzig überlebendes Kind, auch das hatte ihre Züge gezeichnet.

Zum Frühstück setzte sie mir Salami, Eier, Räucherlachs und *leverpostei* vor, soviel ich essen konnte. Sie wollte mich mästen, bevor sie mich zu Mutter und Vater nach Stavanger zurückschickte. Wenn sie konnte, begleitete sie mich an den Strand, doch meist hatte sie im Haus zu tun. Es gab Holz zu hacken, zu backen, zu malen, den Gemüsegarten zu pflegen, Hühner zu füttern, mehrere Hunde und eine einäugige Katze zu hegen.

Fast jeden Tag kehrte ich mit Muscheln und Steinen zurück, einem Stück Treibholz oder einem Strauß blasser Wildblumen in den schweißfeuchten Fingern, die in den grasbewachsenen Dünen hinter dem Strand wuchsen. Einmal kam ich mit einer angespülten Glasflasche nach Hause, zerkratzt und verfärbt und am Rand bereits angestoßen. Ich war sicher, irgendwann hatte sie ein Papierröllchen enthalten. Eine Nachricht aus Dänemark oder England oder Frankreich. Diese Fundstücke stellte ich auf die Fensterbank in meinem Zimmer mit Aussicht aufs Meer. Es war klein, doch der Blick groß und weit, in einem weißen Holzhaus mit rotem Dach.

Im vorderen Zimmer stand ein Korb mit Feuerholz neben dem Ofen. Es gab ein gemütliches Sofa, zwei Sessel und einen niedrigen Tisch. Wenn es stürmte, was oft der Fall war, klapperten die Fenster in ihren Rahmen. An einer Wand hingen mehrere Bilder: ein Fischerboot im Trockendock, eine Vase mit Gänseblümchen, die von meinem Großvater oben am See gebaute *koie* mit ihrem Grasdach und dem kleinen Blechschornstein. Die Bilder hatte meine Großmutter gemalt, und ich fragte mich nie, ob sie gut oder schlecht waren.

Ebenfalls an der Wand hingen: eine Uhr aus England. Ein ovaler Spiegel mit schwarzen Stippen. Und eine einfache weiße Gipsmaske, glatt wie Buttermilch. So milchig sah sie aus,

dass ich oft überlegte, sie abzuschlecken. Sie zeigte das Gesicht einer jungen Frau und wirkte sehr realistisch, fast lebendig. Ihre Augen waren geschlossen, sie hatte hohe Wangen, rund und jugendlich. Sie lächelte leicht. Nur ein wenig, aber es war ein Lächeln, das sich nicht einfangen ließ, als stünde sie kurz davor, mir etwas mitzuteilen.

Kapitel 3

Anouk

Ottawa River, Kanada 2017

Es ist September, Anouks Geburtstag. Sie wird vierzig. Ihre Mutter Nora ist mit ihr nach Norden gefahren, weil es für Anouk eine große Sache ist, dass sie vierzig wird. Als sie auf die Welt kam, hatten die Ärzte ihre Lebenserwartung erheblich niedriger eingeschätzt. Sie sind nach Norden gefahren, weg von der Stadt, weil Anouk vor dem Anruf des Operationsteams gern noch einmal den Fluss sehen will, ihren Geburtsort. Sie steht auf der Liste für eine Lungentransplantation.

Die Unterhaltung mit dem Facharzt für Mukoviszidose verlief ungefähr so:

„Die Anzeichen deuten darauf hin, dass es Zeit ist, über eine Transplantation nachzudenken.“

„Ich weiß.“

„Ihre letzten FEV1-Werte lagen unter dreißig Prozent.“

„Meine Lunge ist am Ende.“

„Seit wann arbeiten Sie schon nicht mehr? Schreiben Sie noch?“

„Ich versuche es. Es fällt mir schwer, mich zu konzentrieren.“

„Die vielen Medikamente.“

„Ja, genau. Das. Und. Mir fehlt das Interesse.“

„Sie hängen die meiste Zeit am Tropf.“

„Ich habe keine Ideen. Für Geschichten.“

„Das überrascht mich nicht. Ihr halber Tag geht mit drauf, weil Sie neben der normalen Physiotherapie noch zusätzliche Behandlungen bekommen.“

„Also.“

„Wenn wir die gegenwärtige Behandlung fortsetzen, bleibt Ihnen nicht mehr viel Zeit. Vielleicht ein Jahr.“

„Ein Jahr.“

„Und es wird ein mieses Jahr sein.“

„Was Sie nicht sagen.“

„Eine erfolgreiche Transplantation könnten Ihnen sechs weitere Jahre schenken. Oder mehr.“

„Oder weniger.“

„Wir wissen es nicht. Aber Sie bräuchten keinen zusätzlichen Sauerstoff mehr. Und würden nicht mehr ständig husten. Stellen Sie sich das vor, nicht mehr husten.“

„Kann ich nicht.“

„Nach der Operation werden Sie weiterhin eine hohe Dosis Medikamente einnehmen, aber viel wichtiger ist, dass sich Ihre Lebensqualität verbessern wird. Und die ist gegenwärtig nicht sehr gut.“

„Nein.“

„Ich glaube, wir sollten Sie ans Transplantationsteam überweisen. Damit Ihr Name auf die Liste kommt. Aber das müssen Sie entscheiden.“

Hier oben, in den letzten Septembertagen; hier oben, am Fluss, beide Ufer von Bäumen gesäumt, ein paar Häuser und Cottages; hier oben ist die Luft frisch und duftet nach Hoffnung. Obwohl alles stirbt, ist der Tod hier süß und er duftet nach Hoffnung. Anouk und ihre Mutter haben ein Cottage gemietet (das Haus weiter unten am Fluss, wo Anouk geboren wurde, wo ihr Vater bis zu seinem Tod gelebt hatte, gehört nun anderen) und es ist Abend, sie sitzen auf einem Schwimmdock auf zwei Holzstühlen mit breiten Rückenlehnen. Sie teilen sich eine Wolldecke, sie liegt über ihren Beinen, und ein kaltes Bier, der Wind raschelt in den Bäumen, das Wasser schlappt gegen das sanft schwankende Schwimmdock und Anouks Sauerstoffgerät, ihr ständiger Begleiter, zischt leise vor sich hin.

September ist ein Ende, aber auch ein Neubeginn.

Das Laub färbt sich, im Fluss lodert es lila, gelb, orangefarben. Die Seetaucher sind noch nicht gen Süden aufgebrochen, sie sind hier draußen und jodeln einander zu.

„Seetaucher“, sagt Anouk, das Wort mehr gekeucht als gesprochen. Sie lehnt sich zurück und seufzt zufrieden.

„Ich hab immer gedacht, die hören sich an wie ein Haufen Irrer“, sagt Nora. Sie späht

über den Flaschenhals, blickt aufs Wasser. „Sie lachen mich aus. Verrückte Vögel.“

Anouk weiß inzwischen, dass es unter Ärzten und Spezialisten nur eine Gattung gibt, die ihren Patienten knallhart die Fakten präsentiert: Transplantationschirurgen. Diese Leute denken in Risiken und Prozentwerten. Die für Anouk zuständige Chirurgin, eine große Frau Mitte Fünfzig mit raspelkurzem Haar und praktischen Ohrsteckern, steht auf Prozentwerte. In ihrer gemütlichen Praxis mit Polstersesseln redete sie über den prozentualen Anteil der Patienten, die es nie mehr aus der Klinik schaffen. Sie redete über den prozentualen Anteil der Patienten, die das erste Jahr überleben, das zweite, das dritte. Keine besonders hohe Zahl. Sie zählte an den adretten, blitzsauberen Fingern die Risiken einer postoperativen Infektion sowie akuter und chronischer Abstoßungsreaktionen ab. Anouks neue Lunge, erklärte sie, sei nicht so krank wie ihre alte, doch ihr Immunsystem werde sie beständig angreifen und verletzen, bis auch sie in ein paar Jahren vernarbt sei und nicht mehr richtig arbeite.

„Die Lunge“, sagte die Chirurgin, „lässt sich nur schwer transplantieren.“

„Warum?“

„Das Gewebe ist extrem empfindlich. Die Alveolen sind winzig und können leicht geschädigt werden. Die Zellen haben eine hohe metabolische Aktivität, deswegen bleibt uns nur ein kleines Zeitfenster zwischen Organentnahme und Transplantation. Einige Stunden. Sie müssen immer in Bereitschaft sein. Sie sind dafür verantwortlich, dass sie rechtzeitig in der Klinik einzutreffen.“

Dann ging es um die Erholungsphase, in der man die alten, von Anouk ihr Leben lang täglich eingenommenen Medikamente absetzen und neue Behandlungsmethoden, neue Arzneimittel einführen werde, um die Komplikationen der Abstoßungsreaktion unter Kontrolle zu halten. „Das ist sicher nicht das, was Sie hören wollten“, sagte die Chirurgin.

Von allem, was sie bis dahin gehört hatte, hatten sie diese Worte am meisten aufgebracht. Als hätte sie sich die ganze Zeit über Illusionen hingegeben und erst jetzt, in die diesem Moment, die harte Wahrheit erfahren.

Nora tätschelt Anouk das Knie. „Bist du müde? War eine lange Fahrt.“

„Ich glaube, ich möchte noch ein bisschen draußen bleiben.“

„Dann hole ich mir noch ein Bier“, sagt Nora und erhebt sich vom Stuhl.

Kühle Luft auf Anouks Beinen, als Nora die Decke wegzieht. „Für mich auch eins.“

Nora bleibt stehen, sieht sie an. Überlegt.

„Ich habe Geburtstag.“

Sie lächeln einander zu, wissend, wie Komplizinnen.

Nie hätten sie gedacht, dass sie so weit kommen würden.

Bevor das Transplantationsteam Anouk auf die Liste setzte, hatte man sie und ihre Mutter einer Prozedur unterzogen, die beiden wie eine Gerichtsverhandlung vorgekommen war. Es gab Termine mit ihrer Chirurgin und anderen Chirurgen, einem Ernährungsexperten, einer Psychologin und einem Physiotherapeuten. Und einer Knochen-Fachärztin, einem Nieren-Facharzt. Fast jeder Teil des Körpers hatte einen eigenen Spezialisten. Das Team war schließlich zu dem Schluss gekommen, dass Anouk und Nora sich angemessen verhalten würden, dem Druck vor der OP und danach gewachsen waren, tun würden, was man ihnen sagte. Sie mussten darüber befinden, ob Anouk tatsächlich bereit war, in Sachen Überleben ihr Bestes zu geben. Die Gabe, die sie erhalten würde, war wertvoll.

Noras Abgang bringt das Schwimmdock ein wenig zum Schwanken, und Anouk lässt den Blick übers Wasser streifen. Ungefähr vor einer Stunde hatte sie einen Steinadler entdeckt. Nora hatte ihn für einen Falken gehalten, doch Anouk ist ziemlich sicher, es war ein Adler. Sie kennt eine Insel, eine von vielen in diesem Fluss, sie weiß, dass sich ganz in der Nähe eine befindet, auf der oft Adler nisten. Früher, als sie noch klein war, hat sie sie häufig gesehen, im Aluminium-Außenborder neben ihrem Vater Red. Sie sind selten, doch sie sind hier.

Irgendwo da draußen atmet jemand mit einer gesunden, rosa Lunge, die in Anouks Körper landen wird. Sie holt tief Luft, oder versucht es zumindest. Ihre Lunge schabt wie Sandpapier an der Brusthöhle. Eine gesunde Lunge, hat der Pneumologe ihr erklärt, hat zwei elastisch federnde, schwammartige Flügel. Wenn man draufdrückt, geben sie nach, nehmen aber sofort wieder ihre ursprüngliche Form an, wie ein Kissen. Sie hat tiefe, scharf begrenzte Spalten, die sich vollständig mit Luft füllen. Anouks Lunge ist verhärtet. Knorrig. Voller Zysten und Eiterbläschen. Sie haben die Farbe von Dung. Die Beschreibung erinnert sie an ein Stück

Knorpel oder ein ausgespucktes, am Tellerrand vertrocknetes Kaugummi.

Anouk erhebt sich vorsichtig vom Stuhl und breitet die Decke auf dem Schwimmdock aus. Sie muss sich an den feinen Schläuchen vorbeiwinden, die vom Sauerstoffgerät in ihre Nasenlöcher führen, doch schließlich kann sie sich hinlegen und ihre Wange ans Zedernholz drücken. Das Zedernholz, noch warm von der Sonne, sein Geruch erfüllt sie. Er haut sie um. Es steckt ihr im Blut, dieser Geruch, dieser Fluss. Die lässt die Hand über den Rand des Docks gleiten und taucht die Finger, liebkost das kalte Wasser. Sie will schwimmen, doch das geht nicht. Sie will mit Haut und Haar hineintauchen. Vielleicht könnte sie sich am Dock festhalten und einfach an der Oberfläche treiben, aber sie darf keinen Infekt riskieren. Das Dock schwankt, und hier ist Nora, sie stupst Anouks Hintern mit der Turnschuhspitze an.

„Hungerhaken“, sagt Nora. „Magerer Magerarsch.“

Das Geschrei der Seetaucher klingt wie die Luft in ihrer erschöpften Lunge.

Das Buch erscheint am 24. April 2020

Weitere Informationen: www.arche-verlag.de

Die Originalausgabe erscheint 2020 unter dem Titel
Coming Up For Air bei Knopf Doubleday Publishing, New York City

ISBN 978-3-7160-2785-1

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe: Arche Literatur Verlag AG, Zürich-Hamburg 2020

© Sarah Leipziger 2019